

KLEINE BEITRÄGE

PROF. DR. MAX MEINERTZ, MUNSTER (WESTF.)

PROBLEME DER JUDENMISSION IN ISRAEL

Unter diesem Titel ist in der „Herder-Korrespondenz“ (Juli 1953, S. 457—463) ein sehr beachtlicher Aufsatz erschienen. Er behandelt aufschlußreich die großen Schwierigkeiten, die einer solchen Judenmission im Wege stehen, sowie die verschiedenen Gesichtspunkte, die zur Beurteilung der tatsächlichen Lage maßgebend sind. Die grundsätzliche Einstellung des Verfassers entspricht im wesentlichen der Ansicht, die ich in dem Artikel „Recht und Pflicht zur Judenmission“ in unserer Zeitschrift (1952, S. 241—257; vgl. auch 1953, 145—148) vertreten habe. Ich führe nur zwei kurze Sätze des ungenannten Verfassers an: „Nicht die Judenmission als solche, sondern ihre Form kann vielleicht in Frage gestellt werden.“ „Im übrigen ist es auch nicht erforderlich, daß ein Missionar tatsächlich „bekehrt“, seine Funktion ist doch wohl die des Helfers, Vermittlers und Lehrers.“

Aus meinem Aufsatz zitiert der Verfasser einen kleinen Abschnitt wörtlich, in dem ich aus neutestamentlicher Sicht sage, daß die auf der heilsgeschichtlichen Vergangenheit des Volkes der Juden beruhende Privilegierung eine Art von Charakter indelebilis bedeute, und daß sie sich bei der Parusie in der besonderen Fürsorge Gottes auswirke, so daß Israel in den Neuen Bund aufgenommen werde. Dazu fügt der Verfasser folgende Bemerkung hinzu: „Leider ist in diesem Zusammenhang nicht mehr festgestellt, in welcher Weise sich die Privilegierung jenes Teiles Israels auswirkt, der bereits von sich aus, wenn auch durch die Gnade Gottes, in den Neuen Bund aufgenommen wurde.“ Diese Bemerkung wäre wohl gegenstandslos, wenn der Verfasser das Zitat aus meinem Aufsatz nicht vor dem Schlusssatz des Abschnittes abgebrochen hätte. Diese letzten Worte lauten nämlich: „Damit ist der Sinn der Privilegierung erreicht, einen weiteren Vorrang in der einen Herde unter dem einen Hirten (Jo 10, 16) bedeutet das nicht.“ Das heißt mit anderen Worten: Jeder Jude, der schon vor der Parusie durch Gottes Gnade den Weg zu Christus findet, hat damit das Ziel, das in der Privilegierung beschlossen ist, erreicht. Innerhalb des mystischen Leibes Christi ist von einer weiteren Auswirkung der Privilegierung nicht mehr die Rede. Das Bewußtsein, schon jetzt zu Christus gefunden zu haben, obwohl das Volk als Ganzes seine messianische Würde ablehnt, wird Anlaß zu besonderer Dankbarkeit und Verantwortung sein. Man kann hinzufügen, was ich auf S. 253 meines Aufsatzes gesagt habe: „Der Judenchrist, der sich aus voller Überzeugung Christus angeschlossen hat und wirklich aus Christus lebt, besitzt von seiner alttestamentlichen Vergangenheit her eine besondere Würde und kann verlangen, daß er von den anderen Christen hochgeachtet wird.“

Wenn die Herder-Korrespondenz nach dem oben angeführten Zitat erklärt, daß „nicht die Judenmission“, sondern nur ihre Form „vielleicht in Frage gestellt werden kann“, dann ist man überrascht, daß in einem späteren Artikel (September 1953, S. 556 f.), der über einen Aufsatz des rührigen französischen Paters *Paul Démann*, „Israel et l'unité de l'église“ (Cahiers Sioniens, 7. Jahrgang 1953, S. 1—24) berichtet, die Hoffnung ausgedrückt wird, daß sich in den Beziehungen zwischen der Kirche und dem Volke Israel „eine nicht missionarische, sondern ökumenische Sicht“ durchsetzen werde. Dieses widerspruchsvolle Schwanken ist bezeichnend für die Unklarheit in dem, was aus neutesta-

mentlicher Sicht heraus unter Mission zu verstehen ist. Ich habe bereits in meiner Auseinandersetzung mit dem Freiburger „Rundbrief“, der diese These von Démann mit Nachdruck vertritt, darauf hingewiesen, daß das Neue Testament eine Judenmission nicht nur kennt, sondern verlangt. Der universale Missionsbefehl Jesu schließt die Judenmission ein, und selbst ein Paulus, der die Heidenmission als eigentlichen Beruf empfangen hatte, hat auch Judenmission getrieben. Die Vereinbarung mit den Uraposteln — die nicht exklusiv zu verstehen ist — sagt ausdrücklich: „Wir für die Heiden, sie für die Beschneidung“ (Gal 2, 9). Judenmission war also für die Apostel eine Selbstverständlichkeit. Es ist sehr merkwürdig, daß sowohl der „Rundbrief“ als auch Démann in dem genannten Aufsatz auf diese grundlegende Tatsache überhaupt nicht hinweist, sie vielmehr völlig ignoriert.

Natürlich besteht ein erheblicher Unterschied zwischen Heiden- und Judenmission. Ich habe das wiederholt stark betont. Außerdem ist zu verlangen, daß das missionarische Verhalten von allen Schlacken gereinigt wird, die sich im Laufe der Geschichte oftmals angeheftet, ja nicht selten den Missionsgedanken in Mißkredit gebracht haben. Wenn aber diese Säuberung theoretisch und praktisch geschehen ist, dann trägt der Missionsgedanke nichts Verächtliches und Herabsetzendes in sich, sondern entspringt als notwendige Frucht, als der „Idealismus des Christentums“, der von Jesus selbst inspirierten christlichen Caritas. So kann man auch die liebevollen, von Pius XII. in der Weihnachtsansprache 1949 zur Eröffnung des heiligen Jahres gesagten und von Démann zitierten Worte nicht gegen das Recht der Judenmission anführen. Der Papst betont hier in seiner Mahnung an die Gottlosen, Heiden, Sünder, Dissidenten die Aufforderung zur Einheit und erklärt, er öffne die heilige Pforte „für alle Verehrer (adoratori) Christi, ohne jene auszuschließen, die ihn in reiner, aber vergeblicher Erwartung verehren als den in den Voraussagen der Propheten Verheißenen und noch nicht Gekommenen“ (Acta Apostolicae Sedis 42, 1950, 126).

Aus diesen Worten leuchtet vielmehr die echte christliche Missionsgesinnung hervor. An einer Stelle seines Aufsatzes (S. 20) umschreibt Démann die Haltung der Christen den Juden gegenüber in einer Form, die in Wirklichkeit nicht etwa diesen Missionsgedanken aufhebt, sondern seine Grundhaltung angibt. Démann sagt sehr schön, man müsse „das gemeinsame Erbteil wieder entdecken und vertiefen, die grundlegenden christlichen Werte, die gemeinsamen Wurzeln, die uns verbinden; unsere getrennten Brüder kennen lernen und das, was sie von uns trennt; die brüderlichen Bande durch eine reine und demütige Liebe einrichten; die Aussprache suchen (und nicht die Polemik, die jeden der Partner verarmt und den Graben zwischen ihnen aufreißt); immer bei sich selbst anfangen; das eigene Gewissen prüfen, um es von aller Ungerechtigkeit zu reinigen, von allem Vorurteil, von jeder Verachtung, von jeder Gereiztheit im Hinblick auf die getrennten Brüder; eigenes Unrecht einräumen und es nach dem Maße des Möglichen wiedergutmachen; so an der Zerstörung der „Mauer der Feindschaft“, die uns voneinander trennt, mitwirken und die Morgenröte der glücklichen Einheit vorbereiten.“

So ähnlich sollte in der Tat das Ideal christlichen Missionsgeistes aussehen. Freilich klingt eine Wendung in dieser Schilderung sehr mißverständlich, wenn Démann von „grundlegenden christlichen Werten“ spricht, die uns verbinden. Denn gerade wichtigste grundlegende christliche Werte werden von den Juden abgelehnt, nämlich die Trinität, die Gottheit und Messianität Jesu, die Erlö-

sung, die Kirche mit ihren Heilsgütern (Sakramenten). Aus diesem Grunde ist es auch unberechtigt, das Verhältnis der Juden zur Kirche ein „Schisma“ zu nennen. Démann wird nicht müde, immer wieder von einem „schisme initial“, „schisme fondamental“, „premier schisme“ zu sprechen. In der kirchlichen Sprache ist das Wort „Schisma“ ein terminus technicus. Im Anschluß an den Codex iuris canonici (c. 1825) definieren Eichmann-Mörsdorf (Lehrbuch des Kirchenrechtes III, Paderborn 1950, S. 414): „Schismatiker ist ein Getaufter, der sich von der kirchlichen Gemeinschaft lossagt.“ Das paßt auf die Haltung der Juden überhaupt nicht, so daß man auch nicht von einem schisma mixtum (Trennung in Verbindung mit Irrglauben) sprechen kann. Es ist daher ein bedenklicher „Irenismus“, das Wort Schisma in dieser Beziehung zu verwerten. Man soll gewiß nicht den Graben, der uns trennt, vertiefen, aber man soll die Augen nicht vor dem tatsächlich vorhandenen Graben verschließen und den Gegensatz verharmlosen. Die „gemeinsame Wurzel“ liegt im Alten Bunde tatsächlich vor, und man wird sich ihrer freuen und daran anknüpfen. Aber durch die Ablehnung des von den Propheten verheißenen Messias ist der aus dieser Wurzel sprossende Baum in falscher Richtung weitergewachsen, so daß die nachchristliche Synagoge kein legitimer Sproß mehr ist.

Darum darf man auch die paulinische Hoffnung auf die einstige Bekehrung Israels (Röm 11) für das Wesen der Kirche nicht übertreiben. Ich glaube nicht, daß man das Wort Démanns (S. 14) verantworten kann, vor der Bekehrung Israels bleibe „die Erlösung unvollendet und die Kirche an der Grundlage gebrochen (brisée à la base)“. Gewiß ist die Erlösung in dem Sinne unvollendet, als ein großer Teil der Menschen — und nicht nur der Juden — trotz des universalen Heilswillens Gottes in den Gnadenstrom der Erlösung nicht eingeschaltet ist. Der für Menschen undurchschaubare Plan Gottes wird erst mit dem Abschluß der irdischen Entwicklung vollendet, und dem Volk Israel als dem Träger des Erlösungsgedankens durch die Jahrhunderte hindurch bleibt ein besonderer Vorzug vorbehalten. Das ist ein großer Gnadenakt Gottes — aber für das Volk Israel, nicht zunächst für die Kirche als solche. Dieser Gnadenakt wird sich am Ende der Zeiten vollziehen. Es trifft zu, daß Röm 11 kein eigentlicher Termin für die Bekehrung Israels angegeben ist. Der „caractère eschatologique“ ist natürlich ganz sicherlich gewahrt. Aber es zeigt sich auch hier die Mehrdeutigkeit des Wortes „eschatologisch“, wenn man den Termin näher zu erforschen sucht. Die gesamte Erlösungszeit vom ersten Erscheinen des Gottessohnes an ist „eschatologisch“, so daß alles christliche Geschehen in die Zeit des Eschaton fällt. In frühchristlicher Zeit hatte man in weitem Maße die Erwartung, daß der Zeitraum bis zum Abschluß, d. h. bis zur Parusie Christi, kurz sein werde. Wenn Paulus Röm 11.26 sagt, daß die Verstockung Israels (als Gesamtvolk) dauern wird, „bis die Vollzahl der Heiden eingeht, und so wird ganz Israel gerettet werden“, so ist auf jeden Fall soviel gesagt, daß es sich um den Abschluß der eschatologischen Zeit handelt — ob es plötzlich geschieht oder in einer gewissen Zeitspanne, ist nicht zu ersehen. Denn sonst hätte der terminus post quem „bis die Vollzahl der Heiden eingeht“ keinen Sinn. So ist es auch eine Überbewertung des paulinischen Wortes, wenn man daraus schließt, die Rückkehr Israels könne „die Kirche in gewisser Art zum Territorium ihres Ursprungs zurückführen“ (Démann, S. 15).

Es ist merkwürdig, daß gerade ich mich schon mehrfach gegen die (gutgemeinten) Übertreibungen der Judenfreunde wenden mußte. Denn ich habe mich in meinem ersten Aufsatz „Die Judenfrage vom Neuen Testament aus gesehen“

(Bibel und Kirche 1950, S. 1—20) in ausgesprochen irenischer, judenfreundlicher Gesinnung mit den Thesen des französischen Juden Jules Isaac auseinandergesetzt und sie weitgehend gebilligt. Damals hat mir auch die Herder-Korrespondenz bescheinigt (1952, S. 439), daß es „in sehr liebevoller und besonnener Weise“ geschehen sei. Ich möchte wünschen, daß der gute Wille, den Juden gerecht zu werden, niemals die Besonnenheit vermissen lasse und zum „Irenismus“ werde, und daß er die Linie des Neuen Testaments ungebrochen einhielte.

THOMAS OHM

„ICH BIN UNTER EUCH ALS DIENER“ (Lk 22, 27)

ZUM ENDE EINER PHASE DER AFRIKANISCHEN MISSIONSGESCHICHTE¹

I.

1. Als unsere Glaubensboten im schwarzen Erdteil erschienen, kamen sie vielen Negeren wie höhere Wesen vor, ähnlich wie Paulus und Barnabas den Bewohnern von Lystra (Apg 14, 11—18). Die Missionare waren weiß, trugen schöne Kleider, aßen gut und wohnten in großen Häusern. Der Lebensstandard der Neger konnte sich in keiner Weise mit dem der Glaubensboten vergleichen. Aber das war nicht alles. Die Missionare wußten viel, vermochten alles und taten in technischer Beziehung unglaubliche Dinge. Krankheiten, die bis dahin unheilbar gewesen waren, wurden geheilt. Man lernte neue Pflanzen, Künste und Bräuche kennen, und das Land bekam weithin ein neues Gepräge. Ja, die Mission gab den Schwarzen Arbeit, Verdienst und Brot. Nur auf der Mission konnten viele Neger etwas verdienen. Die Wirtschaft ganzer Gebiete wurde von der Mission beherrscht. Kein Wunder, wenn man die Missionare anstaunte, sich vor ihnen in den Staub warf und sich von ihnen führen ließ, im täglichen Leben, in der Rechtspflege und im religiösen Bereich. Was der Glaubensbote verkündete, war neu, schön und selbstverständlich wahr. Auch hier sagte der Schwarze „Ndio“, „Ja“, selbst jener, der die Bekehrung ablehnte oder sich wegen seiner Frauen oder aus anderen Gründen nicht bekehren zu können glaubte. Die Neger waren Fideisten.

Kurz, der Glaubensbote war *Bwana*, *Bwana mkubwa* (der große Herr), *Baba* (der Vater), *Patriarch*, *Moses*, *Richter* und *Häuptling*. Er beherrschte die Gemüter, und die Schwarzen hatten hohen Respekt vor ihm. „Der Pionier-Missionar“ war für die Gemeinde „eine große Autorität, und seiner Entscheidung beugt sich die Gemeinde“².

¹ Die folgenden Ausführungen betreffen in der Hauptsache Ostafrika und dürfen nicht verallgemeinert werden.

² W. Freytag, *Der große Auftrag*. Stuttgart o. J., 59. Wir kennen diese Verhältnisse aus der Mission des Altertums und des Mittelalters. F. van der Meer hat in seinem Buch „Augustinus der Seelsorger“ (Köln 1951) sehr schön gezeigt, was Augustinus seinen Christen gewesen ist, nicht bloß Bischof, sondern auch kadi. „Alle kommen mit allem zu mir“, meinte der Heilige. Zum Bischof ging man lieber als zum Rechtsanwalt. Die Bischöfe und Missionare im Mittelalter hatten die Aufsicht über die Lebensmittel, ließen Flüsse korrigieren, nahmen sich der Wasserversorgung an, schlichteten bürgerliche Rechtshändel, vertraten in vielem den Staat usw.